Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 11 (1928)
Heft: 23

Artikel: Die Umwelt
Autor: Döhling, K.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-407628

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Umwelt.

Von K. Döhling.

Die Spezialgelehrsamkeit ist in Deutschland so weit vorgeschritten, dass man auf vielen Gebieten bald vergebens nach fördernder Weisheit suchen wird. Jeder Professor sucht den andern an Spezialkenntnissen, an angeblich tiefer Durchdringung des Gegenstandes, an neuen Gesichtspunkten, ja an Erfindung neuer Worte oder wenigstens an Umprägung alter Worte zu überbieten, und so schraubt man sich gegenseitig in die Höhe, bis man sich von dem warm pulsierenden Leben weggeschraubt hat und gänzlich verschroben geworden ist. Selbst die Naturforscher und Aerzte, die doch bisher noch am meisten sich ans wirkliche Leben hielten, fangen an, sich in die Nebeldünste der Sophistereien zu verlieren.

Ist da im September 1928 auf der Tagung der Naturforscher in Hamburg (nach Bericht des Hannoverschen Kuriers) der Professor Dr. Jacob Baron von Uexküll mit »brausendem Beifall« belohnt worden, weil er die einfache, längst bekannte Tatsache, dass jeder Mensch, jedes Wesen seinen eigenen, engbegrenzten physischen und geistigen Horizont hat, — dass folglich jeder die Dinge dieser Welt nur so ansieht, wie er sie mit seinen physischen und geistigen Augen ansehen kann, — dass infolge der verschiedenen ineinandergreifenden Gesichtskreise einander bekämpfende und verwirrende Wellenbewegungen (Meinungsverschiedenheiten) entstehen: also der Professor ist mit brausendem Beifall belohnt worden, weil er diese längst bekannte Tatsache teils in andere Worte kleidete als bisher gebräuchlich, teils sie mit gelehrt klingenden aber unverständlichen Worten umwob, und weil er ganz törichte Schlussfolgerungen aus der altbekannten Tatsache zog!

Denn was ist es anderes, als die bisher gebräuchliche Ausdrucksweise durch eine andere zu ersetzen, wenn er den physischen und geistigen Horizont eines jeden, oder was dieser in sich begreift, seine »Umwelt«, und die von der Anschauung des einzelnen unabhängige Wirklichkeit der Dinge die »Welt« nennt? Jedes dieser Worte, jedenfalls das erstere, ist bisher in einem andern Sinne gebraucht worden und wird diesen auch wohl trotz Professor Uexküll behalten. Und was ist es anderes als eine Verschleierung durch unverständliche Worte, wenn er sagt: »Mit jedem seiner Schritte verschiebt sich seine (des Menschen) Umwelt, in der er König ist und bleibt. In der belebten Natur sind alle Umwelten von seinem gemeinsamen Plan umschlossen, im Gegensatz zur objektiven Welt des Physikers, der vom Zufall beherrscht wird. Dieser Plan ist wohl das letzte Prinzip, das wir erkennen können und kommt dem nahe, was Goethe Gott-Natur nannte.« Verstehen Sie das? Nein? Nun, Sie können sich trösten: Goethe hätte es auch nicht verstanden. Es liesse sich allenfalls verstehen, wenn da stände (und vielleicht ist es nur ein Druckfehler) »In der belebten Natur sind alle Umwelten von einem (nicht seinem) gemeinsamen Plan umschlossen...« Aber damit wäre ein Planmacher suggeriert; und von einem solchen weiss doch wohl der Herr Professor ebensowenig etwas wie ein anderer.

Aber das Köstlichste ist die Schlussfolgerung, die er aus der Existenz seiner »Umwelten« zieht. Er sagt nämlich wörtlich (immer nach dem Hannoverschen Kurier): »Es hat keiner das Recht, die Umwelt des anderen gewaltsam zu zerstören, ebensowenig die des in der seinen sich glücklich fühlenden Gottgläubigen wie die des Narren — und wenn auch die Narren weitaus in der Mehrzahl sind.« Jetzt brat' mir aber einen 'n Storch! Da hab' ich ja seit meinem 23. Lebensjahre — und bald bin ich 69 — nichts als Unrecht getan! Ich bin nämlich Schulmeister und Freidenker. Als Schulmeister habe ich immerfort mit »Umwelten« zu tun gehabt, die teils sehr engbegrenzt teils mit unzutreffenden — d. h. mit der Wirklichkeit der Dinge nicht übereinstimmenden — Vorstellungen erfüllt waren. Und ich habe es immer für meine Pflicht gehalten, und ich war von Amts wegen dazu gezwungen, diese engbegrenzten »Umwelten« zu erweitern und diese mit falschen Vorstellungen erfüllten »Umwelten« richtig zu stellen. Und das ging oft nicht ohne »gewaltsame Zerstörung« ab. (Natürlich kann hier nur von geistiger Gewalt die Rede sein.) Und als Freidenker habe ich es immer für meine Pflicht gehalten — und war nicht von Amts wegen dazu gezwungen, sondern folgte einfach meines Herzens Drange — bedauernswerte Burschen und Mädchen, soweit sie noch zu retten waren, aus den Klauen der verdummenden Kirche zu reissen, indem ich sie physisch und geistig mit ihren eigenen gesunden Augen sehen lehrte und also ihre »Umwelt« zu einer klaren, gesünderen machte. Und Klarheit und Gesundheit beglücken, mein lieber Herr Professor — tausendmal mehr als Echternacher Springprozessionen und Konnersreuthsche Stigmatisiertheiten! Nun sind freilich »die Narren weitaus in der Mehrzahl« — da haben Sie recht, Herr Professor. Trotzdem versuche ich auch die Umwelt der Narren klarer und richtiger zu gestalten; deshalb werde ich mir erlauben, Ihnen diese kleine Richtigstellung zuzusenden, sobald sie gedruckt ist.

Uexküll ist Vertreter einer biologischen Metaphysik. Er trägt kantisch-aprioristische Gedankengänge in seine naturwissenschaftliche Arbeit hinein. Seine »Umwelttheorie« ist ein unglückliches Produkt seiner unglücklichen Verquickung von kantischer und modern-naturwissenschaftlicher Denkweise. Er relativiert damit, genau besehen, jedes Wissen, auch sein eigenes Wissen und seine eigene Umwelttheorie; denn alles, was er lehrt, wäre dann auch nur Funktion seiner eigenen Umwelt, für andere somit nicht verbindlich. Die launige Kritik des deutschen Korrespondenten ist deshalb wohl angebracht. Dr. E. H.

Was die Religion betrifft, so halte ich die Zeit für gekommen, wo jeder verständige Mann, der nach ernstlicher Ueberlegung die Ueberzeugung gewonnen hat, dass die geltenden Meinungen nicht nur falsch, sondern auch schädlich sind, die Verpflichtung trägt, sich zu seiner abweichenden Meinung zu bekennen.

Stuart Mill (1806—1873).

Literatur.

Sämtliche hier besprochenen Publikationen sind zu beziehen durch die Literaturstelle der F. V. S.: Hans Huber, Wildermettweg 4, Bern.

Die christlichen Götter.

(Aus der Erzählung »Der Schmiedegeist« von E. Brauchlin.)

»... Habt Ihr jemals erlebt, dass der Herrgott anders war als der Pfaffe, der ihn predigte? Geht mir weg! Nicht schuf Gott den Menschen nach seinem Bilde, sondern der Mensch bildet sich seinen Gott, wie er ihn eben für seine Zwecke braucht: zur Beruhigung seines Gewissens, zur Gutheissung seiner Pläne, zur Bemäntelung unlauterer Absichten und so weiter. Oder ist es Euch jemals vorgekommen, und wenn Ihr Euch in Büchern umgesehen habt, habt Ihr schon irgendwo gelesen, dass ein Gott etwas anderes wollte als sein Pfaffe?

Der arme Teufel, dem es hart angeht, als gut und gerecht zu empfinden, dass er mit Weib und Kind in harter, schmutziger Arbeit, in schlechter Wohnung, bei kümmerlichem Brote geistig und körperlich verelenden muss, während im Lebensgarten des Nachbars jedes Unkräutlein ausgejätet, jedes Windlein, das ein Blümchen knicken könnte, abgelenkt wird, muss einen Herrgott haben, der dermaleinst den Spiess umkehrt, den armen Teufel herrlich und in Freuden leben lässt und ihm dazu das Vergnügen verschafft, zuzusehen, wie der andere, der Erdenglückliche, in furchtbaren Qualen sich windet und bäumt: Ausgleich der Gerechtigkeit.

Ich glaube zwar, dass dieser Gott das Ende des zwanzigsten Jahrhunderts nicht erleben wird; die Menschen fangen an einzusehen, dass das mit dem Jenseits Versprechen sind, auf die man sich nicht verlassen kann und fordern deshalb für das gegenwärtige Leben Gerechtigkeit.

Weiter: Der geistig und fleischlich Schwache bedarf eines Auges, das ihm auf die Finger sieht; er muss sich hinter Mauern und Türen und eisernen Riegeln beobachtet wissen; dazu muss der Inhaber dieses Auges Richter und Henker, aber auch Zahlmeister sein. Denn für die guten Taten, die man nicht an die grosse Glocke hängen kann und für die unterlassenen schlechten möchte man doch seinen Lohn haben.

Der Gott des Tyrannen heisst die Tyrannei gut, der Gott barbarischer Stämme verlangt blutige Opfer, der Gott des Kaisers verleiht die Kaiserwürde, und um Kriege zu rechtfertigen, braucht man einen Gott, der die gefallenen Kämpfer ehrenvoll zu sich beruft.

Habt Ihr schon einmal darüber nachgedacht, weshalb der christliche Gott in seinem Geburtslande nicht Fuss fasste? — Der war jenen heissblütigen Menschen zu strenge, zu lebensfeindlich, zu kühl; sie konnten keinen Gott haben, der gegen ihre Sinnesart und Lebensführung, ihr Naturell, zu dem sie nicht hinaus konnten, mit Höllenstrafen eiferte.

Bei den nördlich wohnenden Menschen, deren Blut ruhiger fliesst, ging's schon eher; diesen ist das Leben nicht, wie jenen, ein im Innern fortwährend tätiger, oft ausbrechender Vulkan, sondern mehr ein ruhigfliessender Strom, an dem man sitzt und schaut, was er mit sich treibt.

Aber selbst für diese beschaulichen Naturen war der Christengott zu finster und weltabgewandt; es bestand Gefahr, dass er sich verflüchtige.